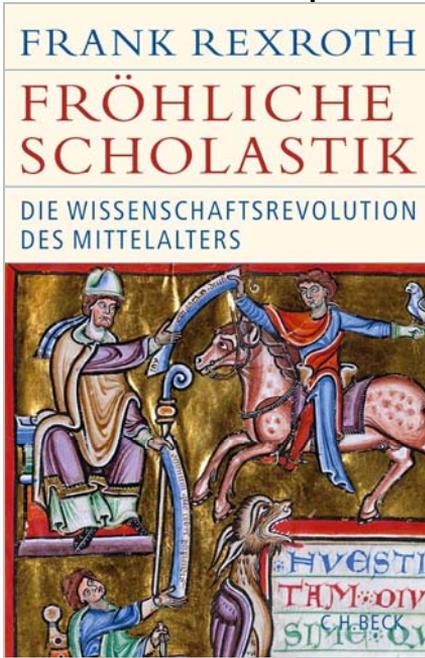


Unverkäufliche Leseprobe



Frank Rexroth
Fröhliche Scholastik

Die Wissenschaftsrevolution des Mittelalters

2018. 505 S., mit 8 Abbildungen und 6 Karten

ISBN 978-3-406-72521-0

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/24060225>

© Verlag C.H.Beck oHG, München

Frank Rexroth

Fröhliche Scholastik

Historische Bibliothek der GERDA HENKEL STIFTUNG

Die Historische Bibliothek der Gerda Henkel Stiftung wurde gemeinsam mit dem Verlag C.H. Beck gegründet. Ihr Ziel ist es, ausgewiesenen Wissenschaftlern die Möglichkeit zu geben, grundlegende Erkenntnisse aus dem Bereich der Historischen Geisteswissenschaften einer interessierten Öffentlichkeit näherzubringen. Die Stiftung unterstreicht damit ihr Anliegen, herausragende geisteswissenschaftliche Forschungsleistungen zu fördern – in diesem Fall in Form eines Buches, das höchsten Ansprüchen genügt und eine große Leserschaft findet.

Bereits erschienen:

- Hermann Parzinger: Die frühen Völker Eurasiens
Roderich Ptak: Die maritime Seidenstraße
Hugh Barr Nisbet: Lessing
Jürgen Osterhammel: Die Verwandlung der Welt
Werner Busch: Das unklassische Bild
Bernd Stöver: Zuflucht DDR
Christian Marek: Geschichte Kleinasiens in der Antike
Jörg Fisch: Das Selbstbestimmungsrecht der Völker
Willibald Sauerländer: Der katholische Rubens
Manfred Hildermeier: Geschichte Russlands
Stefan M. Maul: Die Wahrsagekunst im Alten Orient
Friedrich Lenger: Metropolen der Moderne
Heinz Halm: Kalifen und Assassinen
David Nirenberg: Anti-Judaismus
Wolfgang Reinhard: Die Unterwerfung der Welt
Werner Plumpe: Carl Duisberg
Jörg Rüpke: Pantheon
Manfred Hildermeier: Geschichte der Sowjetunion 1917–1991
Bernd Roeck: Der Morgen der Welt
Hartmut Leppin: Die frühen Christen

Frank Rexroth

Fröhliche Scholastik

Die Wissenschaftsrevolution des Mittelalters

Verlag C.H.Beck

Mit 8 Abbildungen in Farbe und 6 Karten

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2018

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Umschlaggestaltung: Kunst oder Reklame, München

Umschlagabbildung: Gilbert von Poitiers übernimmt die Lehre des Boethius,
verarbeitet sie und reicht sie an einen Schüler weiter. Handschrift des
12.–13. Jahrhunderts, Bibliothèque municipale, Valenciennes, ms. 197, fol. 7r,

Foto: IRHT-CNRS

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier
(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 72521 0

www.chbeck.de

Für Ingo, Jana, Marcel und Katharina,
für Sebastian, Katharina Ulrike und
Jan-Hendryk

Und für Michael Borgolte

Inhalt

Vorwort	13
I. Gegen die Zeit	19
1. Ein produktiver Anachronismus	20
Bisherige Erklärungen: Heroisierende Meistererzählungen	21
... epochale Grenzsteinversetzungen	23
... und lehrhafte Parabeln	27
2. Die Scholastik: Gelehrtes Wissen bezieht sich erstmalig auf sich selbst	33
Gelehrter Eigensinn	33
Scholastik als die Kultur von Schulen	37
II. Schule der Loyalität: Lehren und Lernen im früheren Mittelalter	43
1. Studieren, um ein guter Christ zu sein? Schulen im früheren Mittelalter	44
Lesen lernen	44
Kloster- und Kathedralschulen	50
2. Lieben müssen: Normen für das Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern	53
Alles richtig machen: Wissen wird vom Lehrer an den Schüler weitergegeben	53
Körper-Sprache und ein überforderter Pädagoge	61

3. Soziale Gruppen und Intimität	65
Esoterik, Agon und Gruppenbildung	65
Freundschaft und Liebe	70
Intimität	74

III. Gruppen von Enthusiasten:

Die Schule als utopischer Ort in der Ära der Kirchenreform . . 79

1. Ein dritter Weg: Die freien Schulen	80
Verknappung von Aufmerksamkeit	80
Die Sieben freien Künste unterwegs	83
Wanderlehrer und was so verwerflich an ihnen erschien	88
2. Leben in Gruppen: Persönliche Bedürfnisse und kollektive Lösungen in der Umwelt der Schulen	98
Die Apostel der Ordnung und der Verlust der klaren Kategorien	98
Persönliche Entscheidungen, Folgen für das Kollektiv: Gruppen von Eremiten	108
Meister und Schüler – ein utopisches Projekt	111

IV. Die Renaissance des wissenschaftlichen Denkens

und Wissens (um 1070 – 1115) 119

1. Das gelehrte Wissen wird eigensinnig	120
Lehren, ein Lebensentwurf: Wilhelm von Champeaux um 1111	120
2. Höheres Wissen: Neu verstanden, neu gebraucht	127
Schul-Betrieb	127
Anfänge wissenschaftlicher Kommunikation	132
3. Eine neue Episteme im Werden	136
Reflexivität, Disziplinarität, Zeitindex, operativer Begriff von «Wahr» und «Falsch»	136
Wahrheitstreue und ritualisierter Widerspruch: Transformationen der Schüler-Lehrer-Intimität	146

V. Peter Abaelard und die neue Wissenschaft	153
1. Traditionen beschleunigen	154
Der Ausnahme-Magister	154
Leben und Werk	159
2. Das neue Wissen und seine erneuerten Bedingungen	167
Übernahmen und Katalysen	167
Neue Zuordnungen: Begabt gegen fleißig, jung gegen alt, wahrheitstreu gegen lehrertreu	173
3. <i>Sic et Non</i> : Die Domestizierung des Irrtums und die Apologie des Zweifels	178
Verschieden und durchaus gegeneinander gerichtet	178
Theorie und Praxis der Respektlosigkeit	183
VI. Abaelards Schulen: Eine Sozialgeschichte der Wahrheit	185
1. Schulen, lebenslang	186
Die Anfänge	186
Wie entstehen die Schulen?	189
Was tun Lehrer und Schüler, was tun Schüler unter sich?	192
2. Wahrheit, Wahrscheinlichkeit, Frechheit: Disputative Annäherung an das Unerreichbare	194
Am Ardusson	194
Philosophieren, eine Lebensform	197
Frechheit in Demut: Die Intimität zwischen Schülern, Lehrern und dem Gegenstand des Forschens	199
3. Die neue Wissenschaft in der Kritik	205
Walter von Mortagne und Abaelard	205
Wilhelm von Saint-Thierry und Bernhard von Clairvaux	206

VII. Das Milieu der Schulen in Paris 215

1. Andere Köpfe, andere Horizonte 216

Alternative Wege des Denkens und Arbeitens 216

Abschied vom eremitischen Ideal: Stadt, Antiken-Imaginationen
und die Einsamkeit unter den Menschen 223

2. Die erstaunlichste Stadt des scholastischen Universums . . . 226

Doppelter Aufschwung: Zentrum der Monarchie,
Zentrum der Wissenschaft 226

Paris, ein Mnemotopos 235

Eine Außenperspektive:
Die Deutschen und die neue Wissenschaft 239

3. Europa nach 1150: Wissen wird dienstbar und anschlussfähig 245

Generationenwechsel: Die Macht fängt an,
mit der Wissenschaft zu rechnen 245

Die Schulen und das jüdisch-muslimische Wissen: Toledo . . . 248

VIII. Wissen erzeugt und ordnet die Dinge der Welt 253

1. Gelehrte und Ungelehrte, Wissenschaft und Laienverstand . 254

2. Schule und Kloster: Wechselseitige Zuschreibungen 257

Habituelle Nähe: Mönche und Gelehrte 257

Distanzgesten. Die Arroganten, die Naiven und
die Oberflächlichen 261

3. Scholastischer Wissenschafts- und humanistischer Bildungsdiskurs 264

Eine «Renaissance des 12. Jahrhunderts»? 264

Humanismus, Bildung, Briefkultur 267

Zweierlei Lebensentwürfe 272

Die Humanisten und die scholastischen Techniken 278

Expertenbriefe, Experten, Expertenkulturen 280

IX. Wahrheit und Nützlichkeit	285
1. Experten der Nützlichkeit: Jura und Juristen	286
Reisen befremdet: Die Scholastiker und die neue Wissenschaft vom Recht	286
Funktionale Wissenschaft: Legistik und Kanonistik	291
2. Wechselseitige Wahrnehmungen prägen den Habitus	299
Nähe und Differenz	299
Abgrenzungsgesten: Die Kopfmenschen und die Schönlinge	304
X. «Wir, die Universität»: Die Gelehrtengilde	311
1. Paris, gleich nach 1200	312
Zellteilungen und Amalgame	312
Die Gilde der Magister und der Scholaren	315
2. Die Universität der Gegensätze	320
Die konservative Revolution: Ordnung, Gruppenzwang, Präsenzpflicht	320
... und innere Freiheit	325
Bologna, Oxford und die Ausbreitung der Universitäten	329
Exzellenzwettbewerbe	338
Epilog	343
Anhang	
Dank	352
Anmerkungen	355
Abkürzungen	435
Quellen	437
Literatur	448
Nachweis der Abbildungen und Karten	495
Personenregister	496
Ortsregister	502

Vorwort

Ich war schon eine Weile mit den Vorarbeiten zu diesem Buch beschäftigt, als mir aufging, wie lange mich dessen Thema schon umgetrieben hatte: wissenschaftlicher Eigensinn und seine sozialen Verankerungen. Als ich mich 1980 in Freiburg im Breisgau immatrikuliert hatte, war alles neu für mich, denn in meiner Familie wusste man wenig von der Wissenschaft und der Universität. Wieso wurde ich dort der «Philosophischen Fakultät» zugeteilt? Ich wollte doch Deutsch und Geschichte studieren. Was, bitteschön, war ein «Historisches Seminar»: ein Institut oder eine bestimmte Versammlungsform, hier gravitatisch «Lehrveranstaltung» genannt?

Ganz offensichtlich war Professor nicht gleich Professor, denn Dozenten unterschieden sich sowohl nach ihren Würdegraden als auch nach ihrem Äußeren. Die einen, offenbar auf einer niedrigeren Hierarchiestufe zu Hause, trugen Parka und lange Bärte, und ihre Kurse behandelten im zyklischen Wechsel die Bände von Marxens *Kapital*. Andere wiederum trugen Anzug und Krawatte und waren immer sauber gescheitelt. Waren sie verkappte Kleriker? Immerhin wurden sie altertümlich als «Ordinarien» bezeichnet. Verbissen hatte der Direktor meines Gymnasiums die Fiktion verteidigt, dass es für uns keinen Unterschied mache, ob wir bei Herrn Eitel oder Frau Fehltag in Geschichte unterrichtet würden. Hier nun wurde uns ganz im Gegenteil nahegelegt, auf die Eigenarten, Schwerpunkte und Vorlieben der Lehrenden zu achten und uns unsere Stundenpläne (hier ein verpöntes Wort) danach zusammenzustellen, ob wir uns von ihnen angesprochen fühlten oder nicht.

Wie viele andere Novizen aus nichtakademischen Familien betrachtete ich das akademische Treiben fasziniert und zugleich mit einer gewissen Reserve. Was mir den Einstieg letztlich doch leicht

machte, war, dass sich das Studieren statt über den Stoff, den ich mir aneignen sollte, über die Lebensform begreifen ließ, die mit ihm einherging. Zu dieser Lebensform gehörten Seminare, Bibliotheken und Referate, aber durchaus auch Kino, Theater und Konzert sowie die Kneipendiskussion über das gerade Gelesene. So gestärkt, konnte man der Fremdheit der akademischen Formen recht schnell etwas Individuelles entgegensetzen und sich behutsam darauf einlassen.

Als ich Jahre später vom «anthropologischen Blick» hörte, ahnte ich gleich, was gemeint war. Vor allem war zu beobachten, dass bestimmte Wissenschaften einen jeweils eigenen Geschmack ausprägten – oder doch Leute anzogen, die für sie bereits eine habituelle Präferenz mitbrachten. Wenn man sich im Campus-Café die Studierenden und ihr Auftreten ansah, konnte man sie schon bald mit einiger Treffsicherheit bestimmten Fächern oder Fachrichtungen zuordnen. Soziologinnen trugen gewöhnlich Jeans und Pullis, Jurastudentinnen (von uns «Perlhühner» genannt) Blusen mit hochgestelltem Kragen und Halsketten, die wie Erbstücke aussahen. Historiker nahmen eine Mittelstellung zwischen den Gediegenen und den Hausbesetzern ein: relativ bodenständige Macher-Typen in Cordjacken, die sicher auftraten, nicht zu Demonstrationen gingen, aber immerhin eine Meinung zu diesen hatten. Über ihre berufliche Zukunft sprachen sie mit mehr Zuversicht als andere sogenannte Geisteswissenschaftler.

Bald reizte es mich, diejenige Sphäre näher kennenzulernen, die ich in meinem ersten Seminar bei Michael Borgolte kennenlernte: die Forschung. Denn sie folgte einer wunderbar verschwenderischen Ökonomie, nach der man so viel Zeit wie möglich ins Interessanteste investierte, Geld für Bücher ausgab statt für Essen. Je deutlicher der Gedanke der Forschung, desto größer die Distanz zu dem, was ich als bürgerliche Lebensform ansah. Rein äußerlich näherte ich mich wohl einer Untergruppe der nachlässig Gekleideten an, doch ein wenig verschämt trug ich schließlich an dem Tag, an dem ich mein Promotionsstipendium antrat, in der Tat zum ersten Mal in meinem Leben an einem Werktag ein Sakko. Ich war ja jetzt irgendwie staatlich approbierter Forscher, und Faserschreiber und Zettelkastenzettel brauchten eben ihren Platz.

Anfechtungen und Verunsicherungen blieben im Lauf der folgen-

den Jahre nicht aus. Nach dem Examen, der Promotion und erst recht der Habilitation drückte die Ungewissheit, wie es weitergehen würde. Nach Aufgehalten in London, Berlin und Bielefeld gerade in Göttingen zu landen, war auch mit Irritationen verbunden, denn anders als an den früheren Orten lag der Forschersinn hier mit dem Geist des Bürgertums keineswegs im Wettstreit. Wissenschaft zu treiben meinte in Göttingen keine Negation bürgerlicher Lebensführung, eher war es eine Steigerungsform davon.

Doch die Anfechtungen, die zu etwas Bedenklichem zusammenwuchsen und die dieses Buchvorhaben in seine Bahnen hoben, kamen aus einer anderen Richtung. Erkennbar wurden sie seit circa 2005, als meine Alma Mater wie andere auch mehr und mehr Wert auf gute Stimmung, positives Denken und ihre eigene «Corporate identity» legte. Gigantische wettbewerbsförmige Initiativen standen an und gaben Anlass, die wissenschaftlichen Kernbereiche wie Markenzeichen, erfolgreiche Köpfe wie Champions, Forschungsschwerpunkte wie Exportprodukte zu behandeln. «Corporate colours» wurden normiert, ebenso das Design von Internetauftritten und Briefpapier – konkurrierende Universitäten versahen dieses sogar mit fragwürdigen Mottos. Die Folgen ließen nicht auf sich warten: Immer häufiger begannen Kolleginnen und Kollegen zu offiziellen Anlässen Krawatten und Schals mit Hochschul-Logo zu tragen. Universitäre Forschungsmagazine, bisher biedere Verlautbarungsblätter, waren plötzlich das technisch-designerisch Feinste, was die Universitäten zu bieten hatten.

Versuchte ich, dies alles mit Rekurs auf politische Großwetterlagen und Vorgaben zu verstehen, war eine gewisse Logik in diesen Tendenzen nicht zu verkennen. Denn schon seit Roman Herzog Bundespräsident gewesen war, war in Deutschland immer wieder von der Notwendigkeit einer gesamtgesellschaftlichen Bildungsanstrengung die Rede gewesen. Deutschland, so Herzogs Nachfolger Horst Köhler in seiner Antrittsrede 2004, war «zu langsam auf dem Weg in die Wissensgesellschaft», jetzt solle es ein «Land der Ideen» werden. Naturgemäß waren die Universitäten dabei besonders gefordert: Neugier und die Freude am Experimentieren waren gefragt, ebenso Mut, Kreativität und die Lust auf Neues. Während in der Finanzkrise von 2008 anderswo das nackte Grauen regierte,

konnte man sich an einer deutschen Universität seiner Sache einigermaßen sicher sein. Hochschulen wurden von der Gesellschaft gebraucht, ja sie standen nach Zeiten der Schmähung in dem Ruf, das Gut zu verwalten, auf das es gegenwärtig am meisten ankam: Wissen. Die Universitäten dankten all dies der Gesellschaft, indem sie signalisierten: Schaut her, wir sind schon so, wie du es erst noch werden sollst: bunt, flexibel und zukunftsfröh.

Hier setzten die Zweifel ein. Gehörte zum wissenschaftlichen Wissen, wie ich es mir seit jenen glücklichen Freiburger Jahren angeeignet hatte, nicht unverzichtbar die Skepsis, die gesunde Respektlosigkeit? Wo war von ihnen die Rede? Die Alltagspraxis des Forschers, der sich mit dem Menschen und den Aggregatzuständen seiner Vergemeinschaftung beschäftigt, beruhte doch darauf, dass er sich an vermeintlichen Gewissheiten abarbeitet, an Ergebnissen, Methoden und Theorien der Vorgänger. Das Hand- und Lehrbuchwissen, das sich Studienanfänger zuerst mühsam aneignen, wird dem Fortgeschrittenen zum Anlass für erneutes Fragen und Weiterforschen unter neuen Voraussetzungen und Blickrichtungen. Die Novizen der Wissenschaft initiiert man in die Denkgemeinschaften der jeweiligen Disziplinen, indem ihnen die bereits Eingeweihten den Gestus des Bezweifelns und des Widerspruchs antrainieren. Gelingt dieser Sozialisationsprozess, haben sie ihr Wissen in drei Dimensionen konditioniert, denn fortan strebt es nach Expansion, Systematik und Reflexivität zugleich. Dies bedeutet eben auch, dass das Wissen gelernt hat, die Prämissen, unter denen es steht, als ein ständiges Problem mit zu bedenken.

Der Wissenschaftler: eigentlich eine Spezies von professionellen Zweiflern und In-Frage-Stellern. Ein Professor, so hatte man nur zwei Generationen vor mir in Deutschland gespottet, ist «ein Mensch, der anderer Meinung ist».¹ Wie vertrug sich das mit der akademischen «Alle-mitmachen»-Attitüde des jungen 21. Jahrhunderts? Muss die Universität nicht im Gegenteil auf ihrem Eigensinn beharren, darauf, dass man, solange man ihr angehört, der Logik der Skeptiker und nicht derjenigen der Stimmungskanonen zu folgen hat?

Schließlich die Wissenschaft von den Menschen in Vergangenheit und Gegenwart: Um Aussagen über sie, über soziale Gruppen und Großgruppen wie Gesellschaften treffen zu können, unterhält sie die

fruchtbare Illusion, selbst von den komplexen Strukturen und Handlungsweisen entpflichtet zu sein, die sie sich als Gegenstand gewählt hat.² Sie verfeinert diese Annahme, indem sie die Position des Forschers zum Erforschten theoretisiert. Die Rede ist dann von der «direkten» oder «indirekten Beobachtung»,³ von der «teilnehmenden Beobachtung» oder von «dichter Teilnahme»;⁴ betont wird der Abstand zwischen dem «Handlungsdruck», unter dem sich soziale Akteure befinden, und der «handlungsentlasteten» Position des forschenden Beobachters. Wenn nun aber derartige Trennungen sinnvoll, ja notwendig sind – kann sich die Wissenschaft dann so viel Identifikation mit ihrer Umwelt und ihren gesellschaftlich willkommenen Werten leisten? Drohen nicht Interferenzen zwischen dem kritischen Denkvermögen der Disziplinen und dem akademischen Zeitgeist? Offenbar lohnt es sich, kritisch hinzusehen.

Wohin aber genau? Die Blickrichtung der folgenden Kapitel wird ihre Leser zweifellos überraschen. Denn sie handeln von den Wiederanfängen der okzidentalen Wissenschaft im «lateinischen» Europa und widmen sich zu diesem Zweck Prozessen, die um die Mitte des 11. Jahrhunderts einsetzten, für die 1070er-Jahre besser erkennbar werden und dann anhalten, bis an den frühesten europäischen Universitäten bald nach 1200 eine einigermaßen stabile Organisationsform für wissenschaftliches Wissen erkennbar wird. Dieses Buch beansprucht nicht, eine umfassende Geschichte dieser frühen Wissenschaft zu liefern, denn anstelle einer Synthese will es einen Problemaufriss bieten. Zu diesem Zweck begibt es sich auf die Fährte einiger zentraler Denkformen, die Wissenschaft erst ermöglicht haben, und es fragt nach den Bedingungen und zugleich den sozialen Folgen dieser Denkformen. Dies ist nämlich die Überzeugung seines Autors: dass auch die gerade skizzierte Kultur der Wissenschaft samt ihren sozialen Einbettungen als ein Gewordenes zu begreifen ist.

Dabei ist der Autor keineswegs so naiv zu glauben, dass man in den Anfängen der Wissenschaft diese selbst in ihrer reinen, nicht von Umwelteinflüssen verdorbenen Form zu sehen bekäme. Und er meint auch nicht, seinen Zeitgenossen im Spiegel der längst vergangenen Vergangenheit eine bessere Wissenschaft zeigen und sie damit zur Umkehr bewegen zu können. Keine Kontinuitätsbehauptung («Wer die Ursprünge der Gegenwart verstehen will, muss sich fürs Mittel-

18 alter interessieren») und auch keine Alteritätsunterstellung («Lieber Leser, lass' dir von einer fernen, besseren Welt erzählen und ziehe dann selber deine Schlüsse daraus») trägt dieses Buch, sondern die Zuversicht des Historikers, Erkenntnisgewinn gerade aus Anachronismen zu schöpfen: aus der kontrollierten Anwendung gegenwärtiger Begriffe, Fragen und Probleme auf ferne Zeiten und der versuchsweisen Rückübertragung vergangener Konstellationen in die Moderne hinein.⁵

Die Vergangenheit, die in diesem Verfahren sichtbar wird, so glaube ich, kann selbst dann plausibel sein, wenn sie von keinem der historischen Zeitzeugen so wahrgenommen wurde. Und die Gegenwart, in der das Verfahren praktiziert wird, erhält einen besseren Aufschluss wenn auch nicht über ihre Vorgeschichte, so doch über den Möglichkeitsraum, in dem sie sich selbst bewegt. Wenn es an sich schon interessant sei, so die französische Altertumswissenschaftlerin Nicole Loraux, mittels typischer Gegenwartsfragen von der Jetztzeit zur Vergangenheit zurückzuschreiten, so sei es doch noch viel spannender, beladen mit den Problemen der Vergangenheit anschließend wieder zur Gegenwart zurückzukehren und sich dieser mit neuem, fremdem Blick zuzuwenden.⁶

I. Gegen die Zeit

1. Ein produktiver Anachronismus

Die folgende Darstellung wartet mit der These auf, dass im okzidentalen, «lateinischen» Europa seit den 1070er-Jahren und innerhalb weniger Jahrzehnte eine Form von Wissen entstanden ist, die man überhaupt erst sinnvollerweise als wissenschaftliches Wissen bezeichnen kann. Dieses war zugleich Produkt und Motor sozialer Veränderungen – von Veränderungen also, die weiter reichten als der Horizont derjenigen Gelehrten, die die junge Wissenschaft praktizierten. Meine Darstellung beruht fernerhin auf dem Gedanken, dass auch zu jenem frühen, aber entscheidenden Zeitpunkt der europäischen Wissenschaftsgeschichte die Formen und Inhalte des wissenschaftlichen Wissens und der Produktionsprozesse, die dieses Wissen ermöglichten, von bestimmten Formen sozialer Vergemeinschaftung abhingen. Um das Soziale, seine Logiken und Dynamiken muss man sich kümmern, um zu verstehen, wie – viele Jahrhunderte vor der Etablierung naturwissenschaftlicher Laboratorien – wissenschaftliche Erkenntnis sozial konstruiert wurde und an spezifische Formen der Vergemeinschaftung gebunden blieb (Karin Knorr-Cetina).¹

Als um 1200 die ersten Universitäten in Europa entstanden, gab es diese Wissenschaft schon. Sie war aber so expansiv und formbar und so sehr darauf angelegt, Verbindungen mit anderen Wissensformen einzugehen, dass die hohen Schulen in einem doppelten Sinn zu ihrem Haus wurden: zu ihrer Heimstätte, aber auch zu einem institutionellen Korsett, das sie davon abhielt, sich wild wuchernd weiterzuentwickeln. Meine Darstellung behandelt jene recht ungebändigte Phase einer «fröhlichen Scholastik» zwischen etwa 1070 und 1250. Das bedeutet, dass sie mit der Ankunft der Organisationsform Universität schließt, denn diese setzte der fröhlichen Scholastik diejenigen Schranken, die für die Verstetigung des wissenschaftlichen Wissens von großem Wert, vielleicht sogar unverzichtbar waren.

Bisherige Erklärungen: Heroisierende Meistererzählungen ...

Ist die okzidentale Wissenschaft also ein Produkt des Mittelalters? Selbst gestandene Historiker würden wohl eher den Rekurs auf die «Sattelzeit» an der Schwelle zur Moderne (circa 1760–1840) oder allenfalls auf das 16. und 17. Jahrhundert erwarten, das heißt die heroische Erzählung von einer «Scientific Revolution» in der Ära vom Erscheinen von Kopernikus' *De revolutionibus orbium coelestium* (1543) bis zu dem von Newtons *Principia mathematica* (1687).² Diese Erzählung ist in der Vergangenheit auch tatsächlich oft vorgetragen worden, und zwar besonders gerne wie ein Aufstiegsnarrativ zur abendländischen Rationalität, ausgehend wahlweise von der Mathematisierung des Umgangs mit der Natur, von der Einführung des Experiments als Erkenntnisquelle oder auch von der Erneuerung der Staatstheorien. Alle diese Faktoren sind unter dem Spannungsbogen dieser Erzählung als Hauptursachen für die Entstehung der westlichen Moderne reklamiert worden.³ «Ich war gezwungen anzuerkennen», so Alexandre Koyré, «dass während dieser Epoche der menschliche, oder zumindest der europäische Geist eine tiefgreifende Revolution vollzog, die den ganzen Rahmen und die Muster unseres Denkens veränderte; die moderne Naturwissenschaft und die moderne Philosophie sind ihre Wurzel und ihre Frucht zugleich.» Herbert Butterfield, der sich kurioserweise zuvor einen Namen als Kritiker einseitiger Fortschrittserzählungen gemacht hatte, sah in dieser Wissenschaftsrevolution «den wahren Ursprung sowohl der modernen Welt als auch der modernen Mentalität».⁴

Allerdings sind die Wissenschaftshistoriker bald vorsichtiger geworden. Sie warnten dann vor der triumphalistischen Qualität dieser Erzählung: Die Rede von der «Scientific Revolution» sei ein eurozentrischer «Ursprungsmythos», mit dem «wir westlichen «Modernen» uns von allen «Anderen» absetzen» (Mario Biagioli). Stattdessen betonten sie fortan das Fremde, Unmoderne an der Wissenschaft und der gelehrten Praxis des konfessionellen Zeitalters.⁵

Dennoch wurde die Meistererzählung von der «Scientific Revolution» noch einmal revitalisiert, als an der Jahrtausendwende Politi-

22 ker begannen, die sogenannte «Wissensgesellschaft» zum gesellschaftlichen Ideal zu erheben. Peter Burke widmete ihr 2000 nicht zufällig eine *Sozialgeschichte des Wissens*, ein Buch, das die jahrzehntealte Meistererzählung im neuen Gewand präsentierte, das heißt in der zeitgemäßen, an einem emphatischen Wissensbegriff ausgerichteten Diktion der ersehnten Wissensgesellschaft.⁶ 2004 publizierten Richard van Dülmen und Sina Rauschenbach gemeinsam einen Sammelband über die Wissensgeschichte des 15. bis 17. Jahrhunderts. Dieser versprach, was im Untertitel stand: Aufschlüsse über «die Entstehung der modernen Wissensgesellschaft».⁷

Werfen wir einen Blick in diesen Band. Die dort vertretenen Autoren unterstellen eine Schwellenzeit in der europäischen Geschichte, die von etwa 1450 bis 1580 reichte und in der die gesellschaftliche Bedeutung von Wissen massiv zugenommen habe. Wissen habe sich in der frühen Neuzeit «durch einen gestalterischen Anspruch» ausgezeichnet, «der dem mittelalterlichen Wissen, selbst wenn dieses durchaus weltlich sein konnte, im großen und ganzen fremd gewesen war».⁸ Hans-Jürgen Goertz, ein Beiträger zu diesem Band, hält die Tatsache für «unbestritten», «dass mit der Reformationszeit ein Säkularisierungsschub ohnegleichen einsetzte und viele Lebensbereiche in einen Modernisierungssog gezogen wurden, in dem sich die Ablösung der Glaubens- durch die Vernunftdominanz anbahnte».⁹ Damals nämlich, so Goertz, habe sich der «Übergang von der spätmittelalterlichen Klerikerkultur zur frühneuzeitlichen Laienkultur» ereignet.¹⁰ Wissen, so abermals die beiden Herausgeber, habe von da an «dazu dienen [sollen] einzugreifen, zu bestimmen, was in der Welt und im Leben geschah».¹¹ Jahre zuvor hatte van Dülmen mit Monographien zu den fürchterlichen Strafritualen derselben Jahrhunderte auf sich aufmerksam gemacht, zu der Zivilisationsferne des Strafapparats in den Fürstenstaaten des Ancien Régime, kurz: zu den Atavismen der europäischen Geschichte.¹² Die Wissensgesellschaft derselben Jahrhunderte, die er nun entdeckte, blinkte gemächlich wie Messinggeschirr auf dem Kaminsims. War das wirklich ein und dieselbe Welt?

Viele historisch Interessierte haben auch deshalb von dieser jüngeren Lesart der europäischen Geschichte als einer Geschichte von «Wissensgesellschaften» erfahren, weil Jürgen Mittelstraß ihr eine

philosophiehistorische Grundlage gab.¹³ Erst in der Neuzeit (Mittelstraß spricht von der «Leonardo-Welt») seien das epistemische und das technische Wesen des Menschen aufeinander bezogen worden, also die besonderen menschlichen Befähigungen, sich Wissen anzueignen und sich Werkzeuge zu schaffen.¹⁴ Keine bestimmten wissenschaftlichen Innovationen seien dabei ausschlaggebend gewesen; das Neue habe vielmehr «in einer fundamentalen methodischen Neuorientierung» bestanden, «die zwei bisher getrennt verlaufene Traditionen» zusammengeführt habe: «die (akademische) Tradition der *Schulen* und die Tradition der *Werkstätten*, die Wissenschaft im klassischen Sinne und die Technik im klassischen Sinne».¹⁵

Wenn dieser Erzählung weiterhin nicht gefolgt wird, dann liegt das zum einen daran, dass diese auf unzulässigen Hervorhebungen und Ausblendungen beruhte. Das gelehrte Feld jener Ära war mit dem Verweis auf die Heroen Bacon, Galilei, Descartes und Newton nur sehr unzureichend charakterisiert, denn die zeitgenössische Normalwissenschaft war bunter, traditionsbetonter, mithin: «mittelalterlicher», als man lange Zeit hatte glauben mögen. Vorbehalte muss man auch grundsätzlich gegen den Gebrauch derart heroischer Geschichtserzählungen als leistungssteigernde Stimulantien anmelden. Das Verfahren des kontrollierten Anachronismus soll hiergegen immunisieren. Es beruht auf dem Prinzip, das Heute und das Damals nicht in einen narrativen, sondern einen diskursiven Zusammenhang miteinander zu bringen, der fernhin vergangenen Ära zugleich Fremdheit zu unterstellen und dann aus der Distanz heraus das Erklärungsbedürftige an der eigenen Gegenwart zu identifizieren.

... epochale Grenzsteinversetzungen ...

Dabei waren die Historiker des Mittelalters durchaus nicht immer gegen die Versuchung gefeit, selbst zur monumentalischen Geschichtsschreibung Zuflucht zu nehmen. Wenn sie das taten, hatten sie freilich einen schwereren Stand als die Urväter der Erzählung von der «Scientific Revolution», Koyré und Butterfield etwa. Denn die Muster, nach denen derlei Fortschrittsgeschichten konstruiert waren, spielten schon seit der Ära Jacob Burckhardts, insbesondere seit

24 dessen Hauptwerk über *Die Kultur der Renaissance in Italien* (1860), eine wichtige Rolle. Seit Burckhardts Buch nämlich fungierte das Mittelalter meist als eine Projektionsfläche für alles, was als schlechthin unmodern, statisch und rückständig angesehen wurde.¹⁶ Die Neuheit des Neuen lässt sich eben besonders wirksam durch die «Abstempelung des Alten» produzieren, mehr noch: durch die Verabschiedung der Herkunftswelt, deren mittlerweile überholte Gewissheiten «gleichsam als Gegenbuchung in der Buchführung des wissenschaftlichen Fortschritts» abgelegt werden.¹⁷ Und seit der Polemik der Aufklärer gegen das Ancien Régime hatte sich als Inbegriff dieses alten Anderen nichts so sehr angeboten wie das Mittelalter: «ces tristes temps», «ces siècles d'ignorance».¹⁸ Burckhardt hatte diese Tradition aufgenommen und an das 20. Jahrhundert weitergereicht. Auch für den Blick auf die Wissenschaftsgeschichte, die Kultur ihrer Akteure und die soziale Gestalt ihrer Organisationsformen galt: Das Mittelalter, das war das schlechthin Andere.

Wo man es anders sah, hielt man bezeichnenderweise selbst am Vorher-Nachher-Prinzip dynamischer Geschichtserzählungen fest, nur dass man die Grenze zwischen der Statik archaischer und der Dynamik moderner Wissenssysteme von der Grenze zwischen Mittelalter und Neuzeit in das Mittelalter hinein zurückverlegte. In diesem Sinn plädierte schon der theoretische Physiker und Wissenschaftshistoriker Pierre Duhem (1861–1916) leidenschaftlich für ein Bild, nach dem der entscheidende Durchbruch zur Revolutionierung der Naturwissenschaften nicht im 16. Jahrhundert, sondern im Paris des frühen 14. Jahrhunderts gelungen sei. Noch 1903 hatte Duhem eine Gesamtdarstellung der modernen, das heißt cartesianischen Mechanik publiziert. Doch dann hatte er sich der Naturphilosophie des ausgehenden Mittelalters zugewandt, um schließlich für die Pariser Magister um Johannes Buridan (gest. nach 1358) den Beginn des modernen naturwissenschaftlichen Weltbildes zu reklamieren. «Vom Beginn des 14. Jahrhunderts an», so schrieb er in seinem zehnbändigen Spätwerk, «war das grandiose Gebäude der peripatetischen [das heißt aristotelischen, F.R.] Physik dem Untergang geweiht. Der christliche Glaube hatte alle seine wesentlichen Prinzipien untergraben. Die empirische Wissenschaft – oder doch wenigstens die einzige empirische Wissenschaft, die schon einigermaßen

entwickelt war, die Astronomie – hatte ihre Folgerungen zurückgewiesen. Das antike Gebäude war im Begriff zu verschwinden, und die moderne Naturwissenschaft trat an seine Stelle.»¹⁹

Man sieht, dass auch hier mit dem Bild von einem heroischen Take-off der Wissenschaften gearbeitet wird, dass sich auch hier das erwünschte Neue von der kognitiven Sackgasse eines vorangegangenen Irrwegs abhebt.

Vorsichtiger, aber prinzipiell auf denselben Pfaden bewegte sich eine Forschergeneration später die Philosophin Anneliese Maier (1905–1971). Programmatisch kündigte sie 1939 Forschungen an, die «die Vorstufen und Anfänge der exakten Naturwissenschaften im späten Mittelalter» behandeln sollten. 1949 veröffentlichte sie eine Monographie über «Die Vorläufer Galileis im 14. Jahrhundert». Mit diesen und weiteren Arbeiten reklamierte sie gleichfalls Aufmerksamkeit für das Jahrhundert Buridans und Ockhams, für Pariser Gelehrte wie Petrus Johannis Olivi, Albert von Sachsen und Marsilius von Inghen.²⁰ Dass beide eine ausgeprägt katholische Identität besaßen, ist kein Zufall: Duhem suchte unablässig Brücken zu bauen zwischen zeitgenössischer Naturwissenschaft und Katholizismus, Maier, Kind einer typisch protestantischen deutschen Professordynastie, sollte 1943 zum Katholizismus konvertieren. Denn der Kontext, in dem sie sich bewegten, bestand in der Neigung katholischer Wissenschaftler seit der Ära Papst Leos XIII. und seiner Enzyklika *Aeterni patris* (1879), gegen das abwertende Mittelalterbild ihrer Zeit und im Widerspruch zum liberalprotestantischen Mainstream ihrer Tage das Zukunftsträchtige an der altgläubigen Intellektualität des Mittelalters besonders zu akzentuieren.²¹

Zugleich sachlich am nächsten und methodisch am entferntesten steht dem im Folgenden unternommenen Versuch, scholastische und gegenwärtige Wissenschaft miteinander zu konfrontieren, ein berühmtes Werk eines weiteren epochalen Grenzsteinversetzers, nämlich des Historikers Charles Homer Haskins (1870–1937). Seit 1902 Professor an der Harvard University, plädierte er wie Duhem und nach ihm auch Maier leidenschaftlich dafür, das Moderne im Mittelalterlichen aufzusuchen. Er nahm am entschiedensten Jacob Burckhardts Vorstellung von «Renaissance» auf und wandte sie zugleich gegen diesen. War das Mittelalter für Burckhardt eine kulturgeschicht-

26 liche Ära von «Glauben, Kindesbefangenheit und Wahn» gewesen, ein Zustand, der mit dem Anbruch der italienischen Renaissance im 14. Jahrhundert den Menschen wie ein Schleier von den Augen genommen wurde,²² so verlegte Haskins jene «Renaissance» zurück in das 12. Jahrhundert, also in den Zeitraum, der auch im Folgenden die Hauptsache sein wird.²³

Haskins war ein Mann von klaren Qualitätsmaßstäben. Die zivilisatorische Avanciertheit oder Rückständigkeit einer Epoche ließ sich nach seiner Überzeugung messen, indem man auf das Interesse achtete, das diese der Literatur der Antike entgegenbrachte. *The Renaissance of the Twelfth Century* war konsequenterweise ein Buch über die Rezeption der lateinisch-antiken Literatur im 12. Jahrhundert, über die Wiederaneignung des römischen Rechts und seiner Wissenschaft, über neue Schulen und die Wiedererlangung einer geschärften Beobachtungsgabe und über die erstaunliche Kreativität in Dichtung und Kunst. Kurz: von allem, was aus Haskins' Sicht gut und teuer war, was ihm als Zeichen von Kultiviertheit und Fortschrittlichkeit galt und was auf die Konkurrenten auf den Nachbarlehrstühlen für «Renaissance History» Eindruck machen musste.²⁴

Nicht nur das zentrale vierte Kapitel von Haskins' *Renaissance* über «The Revival of the Latin Classics», sondern das gesamte Werk war in einer feinen, ja aristokratischen Sprache gehalten. Das Buch zelebrierte den Dynamismus einer literaturbegeisterten Ära – und blendete darüber alles aus, was nicht ins Bild passte. Alles irgendwie Kirchliche hätte das Bild vom Beginn der Neuzeit gestört, also sucht man in der Darstellung neben dem Lobgesang auf das wiederentdeckte römische Recht das Kirchenrecht vergebens; keine Würdigung der geistlichen Dichtung jener Epoche sollte den Leser von Haskins' Vorliebe für die weltlichen Gedichte ablenken. Fahrende Scholaren sind die Exponenten der *Renaissance*, die neuen Orden der Kartäuser und Zisterzienser dagegen retardierende Kräfte, Versuche, das vermeintlich rückwärtsgewandte benediktinische Bildungsideal an die Zukunft weiterzureichen. Kirchenreform, neue Andachtsformen, aber auch die wichtiger werdenden Vernakularsprachen der französischen, englischen oder deutschen Dichtung beschäftigten Haskins nur am Rande. Und neben der liebevollen Darstellung des Grammatik- und Rhetorikunterrichts hatte die Erörterung der Logik keinen

Platz, ja die mittelalterliche Logik hielt Haskins sogar für einen Störenfried: Wegen ihrer standardisierenden Sprache verdarb sie den Schülern ihr Latein, und zugleich war es so anstrengend, sie zu erlernen, dass sie die Zeitgenossen vom Dichten abhielt.²⁵

Dass Haskins' Bemühen, das 12. Jahrhundert zur Vorgeschichte eines bürgerlichen Bildungsideals zu trimmen, zu diesen darstellerischen Einseitigkeiten führte, ist mittlerweile allgemein bekannt.²⁶ Bemerkenswert ist allerdings, dass die Forschungsimpulse, die von seinem Metanarrativ einer «Renaissance des 12. Jahrhunderts» ausgingen, weit trugen und noch im ausgehenden 20. Jahrhundert Darstellungen befruchtet haben, die es besser machten und denen auch die folgenden Kapitel Anregungen verdanken. Viele Beobachtungen, die in Verbindung mit dem Konzept «Renaissance des 12. Jahrhunderts» gemacht wurden, lassen sich mit Gewinn in eine modernisierte diskursgeschichtliche Perspektive einbringen, wie ich unten im achten Kapitel zu zeigen versuche.

[...]

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de